

# Jenseits von Gott Vater, Sohn und Co.?

---

## *Unmöglichkeiten und Möglichkeiten einer männlichen Gottesrede*

CHRISTOPH MORGENTHALER

Ich kann nicht schlafen  
geplagter Geist im kleinen Kind  
will nicht zur Ruhe finden  
aufgewühlt, ich weiß nicht mehr  
weshalb

Ich werfe meine Beine über den  
Bettrand, da baumeln sie  
kurz, der Boden ist kalt  
meine Füße saugen sich an den Fliesen fest

Und doch bewege ich mich zum Rechteck der Türe  
das einen Lichtschimmer aus dem Dunkel schneidet  
gehe hinüber  
da liegt er, auf dem Kanapee,  
allein, an der Arbeit

Es braucht nur den einen Satz  
ich kann nicht einschlafen  
wortlos fast die Verständigung  
ich schlüpfe in den Lichtkreis, wo er liegt  
mache es mir bequem  
die Füße und wenn ich kalt habe den Oberkörper  
berge ich unter seiner Wolldecke

Gekritzel des Bleistifts, das Schachbrett,  
auf dem er die Blätter abstützt,  
verdeckt sein Gesicht  
und doch  
er ist da  
ein wortloser starker Geruch  
Stallwärme, die sich über meine Füße breitet  
wohlige Unklarheit steigt in den Kopf

Die Sterne blinken durchs Fenster  
die Kirchturmuhre schlägt ihr Maß  
ab und zu ein verstohlener Blick  
er arbeitet  
ich bin immer noch da

Die Augen fallen mir zu und ich  
tappe zurück in mein Bett  
sicher, dass ich schlafen kann  
ich habe sein Schweigen gehört  
es hat mich mit meiner Angst eingehüllt.

Gott-Vater: das Symbol lässt in mir vieles anklingen. Erinnerungen an eine gute, starke, welteröffnende, väterliche Wirklichkeit. Erfahrungen der Geborgenheit, der Körperlichkeit, riechbar, spürbar, wärmend, wie in diesem Text, der mir in einem Schreibseminar zugefallen ist. Schweigen, Verschwiegenheit, bergende Stille. Vater-Gefühle, die meine Beziehung zu meinem Vater, meinen Söhnen und zu meinem Gott prägen, tragen, nähren.

Und doch ist es für mich schwierig geworden, »Gott Vater« zu sagen. Ich vermeide die Formulierung, wann immer ich kann. Ich stocke, wenn ich sie lese. Ich werde

unsicher beim Singen im Gottesdienst, wenn meine Frau neben mir wieder einmal einen Text aus dem Kirchengesangbuch »übersetzen« muss und »Gott Mutter« singt. Wenn ich schon Gott mit den Bildern von Eltern in Verbindung bringe, dann formuliere ich »Gott, der ist wie ein guter Vater und eine gute Mutter«. Wie ist es so weit gekommen?

### *Der Verdacht*

Es sind viele Erfahrungen, Einsichten und Anfragen, die mir – und nicht nur mir – »Gott-Vater« verdächtig werden ließen.

Da ist die Hypothese, Gott Vater sei eine Projektion menschlicher Erfahrung mit menschlichen Vätern in ein Jenseits, die mich hellhörig gemacht hat. Sigmund Freud hat sie besonders eindringlich und kritisch formuliert. Vielfache klinische Erfahrung erhärtet, dass das reale Vaterbild das Gottesbild einfärbt. Freud hat dazu den Verdacht gefügt, in der gläubigen Bindung an Gott den Vater stecke kaum verborgen die Weigerung, erwachsen zu werden. Meine eigene Erfahrung zeigt mir Verbindungsstellen, Überschneidungen, Verwerfungen zwischen Vater- und Gottesbild. Ich möchte meinen Glauben nicht auf einer Täuschung aufbauen.

So trifft mich auch Feuerbachs messerscharfe philosophische Analyse des gleichen Projektionsvorgangs und sein Ruf, das auf die Erde zurückzuholen, was in den Himmel projiziert wurde. Gilt dies nicht auch für eine gute Väterlichkeit? Was nützt es, von einem liebenden Vater im Himmel zu sprechen, wenn der reale Vater

abwesend, fremd, bedrohlich ist? Wäre es nicht viel besser, gute Väterlichkeit auf Erden zu leben, wenn nötig neu zu erfinden, und den Himmel den Pfaffen und den Spatzen zu überlassen, wie dies Heinrich Heine vorschlug? Und: Es ist nicht nur die gute Väterlichkeit, die in den Himmel erhoben wurde, die es zurückzuholen gälte. Es ist auch der wütende, kontrollierende, ferne, mächtige Anteil des Vaters, der projiziert wird. Was würde es bedeuten, diesen Teil auf die Erde zurückzuholen und auch ihn in menschliche Väterlichkeit zu integrieren?

Unabweisbar ist für mich auch die feministische Kritik: Sie hat überzeugend aufgewiesen, wie Gott-Vater zum Eckstein einer symbolischen Ordnung wird, die Männer ins Rampenlicht rückt und Frauen wesentliche Rechte vorenthält. Ich kann Gott nicht mehr Vater nennen, ohne an jene zu denken, die an dieser symbolischen und höchst praktischen Wirklichkeit gelitten haben und leiden. Ich denke, die Befreiungsbewegung, die Frauen in den letzten Jahrzehnten in Gang gebracht haben, ist eine Chance auch für uns Männer, wenn wir unsererseits tiefer verstehen, was wir mit dieser Form der Männerherrschaft, die in Gott-Vater gipfelt, mit uns selber und anderen anrichten.

So ist Gott-Vater für mich verdächtig geworden. Und ich bin zu der Überzeugung gekommen: Dieser Verdacht muss gepflegt werden, um des Menschen, um der Frauen und Kinder, um der Väter, um Gottes willen. Ich will meinen Glauben nicht auf Abhängigkeiten zu meinem Vater aufbauen, die ich nicht begriffen habe. Ich möchte gute (und böse) Väterlichkeit in mir integrieren und selber verantworten. Ich will nicht weiter an der symbolischen Ordnung eines Patriarchats mitbasteln, die Frauen benachteiligt – und Männer in den Krieg, in die Konkur-

renz, die Karriere und den Kollaps treibt. Ich möchte meinen Glauben radikaler, bilderloser, verantwortlicher, solidarischer und bescheidener leben.

Nur frage ich mich: Ist dies das notwendige Ende: der verunsicherte, verdächtige, enttarnte, entthronte, kastrierte, beseitigte Vater-Gott? Oder sind weitere Schritte möglich, ohne Verrat an diesem Verdacht? Schritte zurück zu Quellen der Gott-Vater-Symbolik, die Zukunft eröffnen? Diese Symbolik schöpft ihre große Kraft ja aus jahrtausendealten religiösen Traditionen und der je neuen Erfahrung, als Mann (und Frau) einen Vater zu haben.

### **Der Vater-Gott – eine liebevolle Randerscheinung in der biblischen Tradition?**

Es besteht kein Grund, daran zu zweifeln, dass das Gott-Vater-Symbol eine seiner Wurzeln in den vielfältigen biblischen Traditionen hat. In meiner Konkordanz finde ich fast 200 Stellen aufgeführt, in denen Gott »Vater« genannt wird. Gewiss eignet sich die eine oder andere dieser Stellen, aus dem Zusammenhang gerissen, um zweifelhafte Unterordnungsverhältnisse zu legitimieren. Aber was zeigt ein genauerer, auch für die Widersprüchlichkeit und Geschichtlichkeit dieser Traditionen geschärfter Blick?

Zuerst fällt die Vorsicht auf, mit der in den Schriften des Alten Testaments der Vatername auf Gott übertragen wird. So wird – nach dem Aufkommen des Königtums – Jahwe zwar als Vater des Königs bezeichnet, der König wird aber »Sohn Gottes« nicht durch göttliche Zeugung – eine damals geläufige Vorstellung –, sondern durch einen Akt der Adoption (2. Sam. 7,14), kraft eines prophetischen Zuspruchs. Vaterschaft bedeutet in diesem

Zusammenhang: geschichtlich-prophetische Erwählung des Königs und seines Volks. Diese Erwählung wird vom Propheten Jeremia später als Zeichen einer schmerzlichen, von Enttäuschungen gezeichneten und doch unverbrüchlichen Liebe gedeutet, die ein inniges, fast intimes Verhältnis zwischen dem Volk und Gott (z.B. Jer. 3,19) begründet. Jesaja nennt denjenigen, der über dem Volk, das im Finstern wandelt, als Licht aufstrahlen soll: Ewigvater, Friedefürst (Jes. 9,5). Diese prophetische Deutung der Vaterschaft Gottes taucht in den poetischen Texten der Hebräischen Bibel wieder auf: Wer sich im Rechtsakt schützend für einen Rechtlosen, für Waisen und Witwen, einsetzt, wird Vater genannt (z.B. Psalm 68,6).

Jesus hat Gott vor allem im Gebet als Vater angesprochen. Er benutzte dabei eine auffällige Formel: »Abba«, eine zärtliche Koseform, Väterchen, Papa. Über die biografischen Hintergründe dieses einzigartigen Verständnisses des Vaterseins lässt sich nur spekulieren. Anders als in der kirchlichen und volkstümlichen Tradition, in der Vater Josef nicht selten zum ältlichen Tölpel und gehörnten Mann verkam, begegnet mir in den – gewiss legendenhaft eingefärbten – Geschichten des Matthäus- und Lukas-Evangeliums Josef als ein junger Mann, der offen ist für Stimmen und Träume, in einer äußerst heiklen Situation Verantwortung übernimmt und ein grundlegendes Ja zu Maria und ihrem Sohn spricht. Dieses Bild scheint in einer der Perlen der Weltliteratur wieder auf: im Gleichnis vom verlorenen Sohn und seinem barmherzigen Vater. Darin begegnet Gott als Vater, der seinen Sohn (ohne Moralpauke) ziehen und ihn seine eigenen Erfahrungen machen lässt und ihn mit offenen Armen empfängt, als er gescheitert zurückkehrt. Dieser Vater erweist sich als irrtumsfähig, im Stande,

umzudenken, starre Regeln loszulassen, offen auch für die Eifersucht zwischen seinen Söhnen und Solidarität stiftend. In dieses Bild passt, dass Jesus nirgends Familienverhältnisse theologisch überhöht, sondern von Verwandtschaft, gerade auch von Vätern, kritisch redet.

Bei Paulus, der Jesus zeitlich am nächsten steht, findet sich die Vorstellung von »Gott-Vater« zwar in liturgischen Formeln, die er aus der kirchlichen Tradition aufgreift (auch der Abba-Gebetsruf hat sich in den frühen Gemeinden erhalten). Dort wo Paulus selber argumentiert (und damit die christliche Theologie begründet), lässt er die Formel von »Gott-Vater« aber links liegen. Auch in den frühen Schichten der Evangelien-Überlieferung taucht die Formel von »Gott-Vater« selten auf. Erst bei Matthäus und besonders bei Johannes, der um die Wende des ersten Jahrhunderts schreibt, wird das Symbol »Vater« zum Synonym für Gott. Auch hier dient es dazu, ein besonders inniges Beziehungsverhältnis zwischen dem Vater und dem Sohn zu umschreiben.

Was zeigt dieser kurze Streifzug durch biblische Gefilde? Vom Bild des bärtigen, zorn Donnernden, kontrollierenden Vater-Gottes ist in der biblischen Tradition wenig zu merken. Vaterschaft ist ein Bild für lebensermöglichende Treue, Akzeptanz, Zuspruch, Schutz, Trost. Und: Wichtiger als die Vater-Symbolik ist bei den Propheten und bei Jesus die Hoffnung auf das Reich Gottes, die radikale Verwandlung der Verhältnisse, Gerechtigkeit und Friede.

## *Gott-Vater im Generationenwechsel*

Die Vater-Symbolik wurzelt in kulturell-religiösen Traditionen. Ihre Kraft schöpft sie aber auch daraus, dass in ihr grundlegende menschliche Erfahrung verdichtet ist. Dies ist ein zweiter, notwendiger Schritt der Differenzierung: vielperspektivisch die Geschichte des Vater-Gottes aus der Geschichte des Vater-Seins der Generationen nachzuzeichnen. Ohne die Arbeit einer solchen Rekonstruktion, so fürchte ich, wird das Verdrängte und Abgewehrte und an Gott Delegierte immer wieder unheilvoll in die Geschichte zurückkehren. Ich formuliere aus meiner persönlichen Erfahrung – und hoffe, darin werde Allgemeineres sichtbar.

Ich denke an die Generation meines Großvaters: Er wurde in einer Welt geboren, in der das Männliche und Väterliche klar dominierte, in Verhältnissen, die sich nicht so leicht verrücken ließen, in einer kirchlichen Kultur, in der Sparsamkeit und Frömmigkeit nahtlos ineinander übergingen, in der die Väter das Sagen hatten und es unumgänglich und selbstverständlich war, Gott Vater zu nennen. Und doch: Ich sehe ihn, den Familienpatriarchen, mit 80 Jahren immer noch unterwegs, selbstironisch, zäh. Als Ratsmitglied seiner freikirchlichen Gemeinde hilft er anderen Alten, Gebrechlichen und – mit besonderer Lust – jenen, die sich gegen Bürokraten verschiedener Couleur nicht wehren können.

Ich denke an die Generation meines Vaters: Geboren wurde sie nach der ersten großen Katastrophe dieses Jahrhunderts, dem Krieg 1914 – 1918. Auch sie bekam die zu feste Hand der Väter zu spüren, als sie aufwuchs. Die Weltwirtschaftskrise überschattete die Jahre des Erwachsenwerdens und stärkte zugleich die Solidarität in

der kurz geschorenen Brüderbande. Es folgten die Jahre des »Aktivdienstes«, die diese Generation in der Schweiz zutiefst prägte. Stolz trägt sie ihre ungebrochenen Werte und die Schuld von Verschonten in die Nachkriegszeit. Söhne werden nun Väter der Baby-Boomer, gestalten den Aufbruch, verwirklichen hochfliegende Projekte, ohne die Jahre der Hochkonjunktur wirklich genießen zu können. Im Alter erst muss diese Generation die Entmystifizierung des Sonderfalls Schweiz – ihres Vaterlands – verschmerzen. Und auch da gibt es – wenn ich an meinen Vater denke – in der religiösen Symbolik das Gegenläufige: Wichtiger als der Vater-Gott wird sein Sohn, Jesus Christus, der eine andere Ordnung als diejenige der Leistung bringt: reine Gnade, die Gerechtigkeit schafft.

Ich denke an meine Generation. Sie ist nach dem zweiten großen Krieg geboren und in den 50er Jahren – der »Hochzeit« der Kleinfamilie – aufgewachsen. Noch nie in der Geschichte der Menschheit waren so viele Menschen so früh und so lange verheiratet. Noch nie gab es so viele legale Väter. Es kam die Revolte von 1968, die wütende, hämische, luzide Abrechnung mit den Vätern und dem Gott-Vater. Es folgte der Aufbruch der Frauen. Es wurde schwierig, sehr schwierig, »Gott Vater« zu sagen.

Ich denke an die Generation meiner Söhne: Sie erleben ambivalente Väter, hin- und hergerissen zwischen Nähe und Distanz, Härte und Empfindlichkeit. Wogegen sollen sie sich noch abgrenzen? Sie versuchen erst gar keinen Gegenentwurf mehr. Es wird für sie unnachvollziehbar, ja lächerlich, Gott-Vater zu sagen. Die symbolische Ordnung, die Gott-Vater verkörpert, wird entbehrlich. Offen bleibt die Frage, was an deren Stelle tritt. Wird es der Generation meiner Enkelsöhne, die noch nicht geboren

sind, möglich werden, nochmals ganz anders Gott und Vater zu sagen, weil bis dahin neue Männlichkeit und Väterlichkeit, wie sie sich heute abzuzeichnen beginnen, selbstverständlich geworden sind?

Vater-Sein erscheint bereits in diesen Vignetten als wandelbar, vielfältig, vielschichtig. Die Vater-Symbolik hat sich innerhalb weniger Generationen tiefgreifend verändert. Und doch ist das Bild nochmals komplexer, als ich es hier zeichnen kann. Brechungen des Gottes- und Vaterbildes durch weitere Entwicklungen unseres Jahrhunderts wären zu bedenken: durch die Pille, die In-vitro-Fertilisation, die Vervielfältigung der Familienformen, die Feminisierung der Bezugspersonen, die Informatik. Es wären die Erbstücke, die eine Generation der anderen weitergibt, noch genauer zu untersuchen: Lebt nicht der Vater-Gott des Großvaters verborgen im psychischen Haushalt folgender Generationen noch weiter, bereit, aufzustehen, wenn ihm nicht Recht gegeben wird? Bleibt nicht der Sohn auch dann dem Vater verhaftet, wenn er dessen Gottesbild um 180 Grad dreht, statt des fernen den nahen, statt des strengen den gütigen Gott betont? Und delegiert nicht jener Vater, der den Sohn mit der geheimen Botschaft ins Leben entlässt, sich von Gott-Vater loszusagen, eine Auseinandersetzung, die er mit seinem Vater nicht wagte, an die nächste Generation und missbraucht so seinen Sohn?

## *Brauchbare »himmlische« Väterlichkeit (und Mütterlichkeit)*

Was folgt aus dem bisher Skizzierten? Die Gott-Vater-Symbolik hat eine zutiefst ambivalente Geschichte, die nicht ausgeblendet werden darf. Schon in den biblischen Traditionen zeigen sich allerdings überraschende Ansatzpunkte, die patriarchale Gottessymbolik hoffnungsvoll auf Gerechtigkeit und Friede zielend zu deuten. Ihre geschichtlich-biografischen Fundamente sind, näher betrachtet, keineswegs aus einem Guss. Ich denke, dies gibt uns Männern und Vätern die Möglichkeit und die Aufgabe, neu – und vielleicht ganz anders – über Gott und Vater und Gott-Vater nachzudenken. Was wären die Folgen?

Zuerst einmal: Vatererfahrung bleibt. Sie wird auch in Zukunft symbolisiert werden. Sie braucht diese Symbolisierung, damit sie gestaltbar, kritisierbar wird. Aber sie befindet sich in einem tiefgreifenden kulturellen Umbruch. Neue Männer werden Väterlichkeit neu leben und ihre Bilder prägen. Sicher wird die Gott-Vater-Symbolik davon nicht unberührt bleiben. Neue Bilder werden sich mit ihr verbinden: Vater, der die Kartoffeln garen lässt oder abtrocknet. Neue, alte Bilder: Abba, Väterchen.

Es ist nicht nur ein Defekt, dass in der biblischen Tradition Gott auch mit dem Vaterbild verbunden wird. Gerade mit dieser Metapher, die eine Brücke schlägt zwischen der fernen Wirklichkeit Gottes und der nahen Vatererfahrung, kommt etwas vom biblischen Glauben zum Ausdruck, auf das ich nicht verzichten kann. Gott wird so be-greifbar, wie ihn auch Jesus von Nazareth verstanden hat: zutiefst menschlich, erfahrungsnah, emotional, generativ.

Allerdings: Im Symbol findet sich immer beides. Das Symbol stellt das dar, was es symbolisiert, und es verweist zugleich auf die Differenz. Das Symbolisierte ist nochmals anders als das Symbol. Das gilt auch für das Gott-Vater-Symbol: Es verweist auf eine Wirklichkeit, und zugleich ist es diese Wirklichkeit nicht, sondern bildet sie nur unvollständig ab. So ist Gott: Gott-Vater-nicht-Vater.

Welche guten Funktionen könnten dem Gott-Vater-Symbol vor diesem Hintergrund neu zukommen? Zweifellos: Vater-Gott war – gerade für uns Männer – immer ein brauchbarer, manchmal allzu brauchbarer Gott. Aber wenn wir die Geschichte, die Abgründe, den Verdacht nicht überspringen, könnte er es noch einmal anders werden: in prophetischer, befreiender Form. Ich nenne einige Formen einer solchen Gottesrede:

*Die entlastende Rede von Gott-Vater:* Reale Väter müssen nicht ideale Väter sein. Ideale Vaterschaft übersteigt alles, was wir von realen Vätern wissen, ist im besten Sinne aufgehoben in jener göttlichen Wirklichkeit, die allein durch und durch gute Väterlichkeit ist. Die irdischen Väter brauchen nur gut genug zu sein. Und doch: Gut genug ist genug.

*Die machtbegrenzende Rede von Gott-Vater:* »Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.« Diese Worte beschließen das Vaterunser, wie es durch Jahrhunderte gebetet wurde. In ihnen steckt der Protest gegen alles, was sich auf der Erde letzte Kraft und Herrlichkeit anmaßt, gerade dann, wenn es im Gewand der Männlichkeit daherkommt.

*Die welteröffnende Rede von Gott-Vater:* Gott-Vater kann auch in einem guten, entgrenzenden Sinn die Macht der Gedanken, der Ordnung, des Dritten und Unbekannten repräsentieren, das jede Symbiose sprengt, und des Nein, das in der Opposition Kräfte weckt. Die Symbolik von Gott-Vater eröffnet als Horizont das Reich, in dem Gerechtigkeit und Friede zwischen gleichberechtigten Geschwistern anbrechen.

*Die frustrierende Rede von Gott-Vater:* Der Vater ist immer anders, leider ganz anders, als es unsere Wünsche möchten. Er versagt sich. Etwas unbeholfen, kann er Distanz nicht einfach kommunikativ überspielen. Er zieht Projektionen auf sich. Er schafft dadurch aber einen Raum, in dem ich zu meinen eigenen Worten und Gedanken finden kann. Ein bisschen so, wie der Vater-Analytiker, der mir durch sein Schweigen Selbständigkeit zuspielt.

*Die Gottesrede, welche Geschlechtsattribute umpolt:* Jede der genannten Reden von Gott-Vater steht in Gefahr, dass sie Gott wieder mit traditionellen Vorstellungen des Mann-Seins verbindet. Deshalb braucht es auch eine Rede von Gott, die Eigenschaften, die Gott zugeschrieben werden, von Geschlechtszugehörigkeit abkoppelt, ja, die diese umpolt: Gott ist wie die Mütter stark, kräftig, heldenhaft ...; Gott ist wie die Väter: zärtlich, zugänglich, gefühlvoll ...

Was soll eine solch »erfinderische«, »bildernde« Rede von Gott-Vater-nicht-Vater, Mutter-nicht-Mutter? Ist sie legitim? Verfehlt sie nicht das Wesen Gottes? Meine Gegenfrage: Ist die Rede von Gott nicht immer wieder Bildrede? Vielleicht könnte gerade die Vervielfältigung

der Vater- (und Mutter-)bilder, die sich mit Gott verbinden lassen, ihre Grenzen noch deutlicher aufweisen. Vielleicht zeigte gerade brauchbare himmlische Väterlichkeit (und Mütterlichkeit) die Grenzen jeder Väterlichkeit (und Mütterlichkeit). Vielleicht sind viele Bilder gerade ein Zugang zur Bildlosigkeit. Denn: Es gibt ein Jenseits von Gott Vater Mutter und Co.: Gott.

Meine Ohren  
gespitzt  
schrecken auf  
der geringste Laut  
donnerndes Getöse.  
Da,  
in der schimmernden Stille  
namenlos  
Gott.